

# Gestressten Kindern eine Familie geben

Pflegeeltern müssen viel Verständnis haben, damit sich ein Kind in der neuen Familie geborgen fühlt. Wie werden sie unterstützt?

JOSEF BRUCKMOSE

Über die schwierige Aufgabe von Pflegeeltern sprachen die SN mit dem Bindungsforscher und Psychiater Karl Heinz Brisch.

## SN: Herr Professor Brisch, was können Pflegeeltern leisten?

**Brisch:** Es gibt eine Reihe von Kindern, die in ihren Ursprungsfamilien so viel Stress und Belastung haben, dass sie dort nicht gesund aufwachsen können. Dabei geht es nicht nur um Gewalt, wie man denken mag, sondern dass Familien in unserer Zeit extrem belastet sind durch Trennungen, Verluste, wirtschaftliche Not und ähnliches.

Für solche Kinder braucht es Pflegeeltern, die motiviert sind, sie vorübergehend oder länger aufzunehmen, damit sie wieder Beziehungspersonen haben, die sich emotional auf sie einlassen und ihnen Bindungssicherheit geben.

## SN: Der Anspruch ist hoch. Wie ist er erfüllbar?

Ein Irrtum wäre es zu glauben, wir haben drei Kinder, da kann noch eines mitlaufen. Das geht nicht, weil diese Kinder einen intensiven Betreuungs- und Beziehungsbedarf haben. Daher brauchen Pflegeeltern eine Ausbildung. Sie müssen etwas wissen über Stress, Stresssymptome, Belastung, Trauma. Das kann man gut vermitteln, aber das braucht Schulung und – was weiterhin noch am meisten fehlt – beständige Begleitung und Supervision.

Es genügt nicht zu sagen, ich liebe Kinder, ich habe ein großes Herz, da ist auch noch Platz für ein traumatisiertes Kind, sondern man muss auch wissen, was das Kind benötigt. Wenn es zum Beispiel Gewalt erlebt hat, kann es für dieses Kind ein extremer Stress sein, wenn es jemand liebevoll in den Arm nehmen möchte. Seine Erfahrung ist, dass Körperkontakt Gefahr bedeu-

tet. Der Versuch der Pflegemutter, es durch körperliche Nähe zu trösten, wird vom Kind als Bedrohung erlebt und nicht verstanden.

## SN: Sollten Pflegeeltern selbst leibliche Kinder haben?

Das wäre schön, ist aber nicht unbedingt eine Voraussetzung. Es gibt Pflegeeltern, die eigene leibliche Kinder wollten, sie aber aus unterschiedlichen Gründen nicht bekommen haben, und die sagen, wir würden gern einen Teil unserer Lebenszeit einem oder auch zwei Kindern widmen. Ganz wichtig ist: Pflegeeltern sollten keine traumatischen Erfahrungen aus ihrer eigenen Kindheit mitbringen.

Das ist eine Schwierigkeit, wenn es Teil der Motivation ist: Ich habe selbst traumatische Erfahrungen in meiner Kindheit gemacht und



Karl Heinz Brisch lehrt in München und an der PMU Salzburg.

möchte jetzt Kinder aufnehmen, um sie anders zu betreuen als ich es selbst erlebt habe. Die Folge ist dann häufig, dass diese Kinder die alten Geschichten der Pflegeeltern aktivieren und diese mit ihren sehr heftigen alten Gefühlen wie böse Geister aus der Vergangenheit heraufbeschwören. Da kann sich die Beziehung zwischen Kindern und Pflegeeltern sehr verstricken.

Eine Möglichkeit ist, dass solche Pflegeeltern ihre eigenen Erfahrungen in einer Therapie verarbeiten, am besten, bevor sie ein Kind in Pflege nehmen. Gelingt das, dann können sie ausgezeichnete Pflegeeltern sein, weil sie genau wissen, wie sich etwa Gewalt oder emotionale Vernachlässigung für das Pflegekind angefühlt haben.



Ist das jemand? Kinder aus extrem belasteten Familien brauchen Pflegeeltern.

BILD: SN/WALERY SHARIFULIN / TASS / PICTUREDESK.COM

Das Zweite ist, dass Pflegeeltern wissen müssen, dass diese Kinder mehr Zeit brauchen als die eigenen, phasenweise bis zur 1:1-Betreuung. Wenn dann aber eigene Kinder da sind, gibt es Enttäuschung, Rivalität, Neid und Frustration – bis dahin dass ich junge Menschen in Therapie hatte, die gesagt haben, meine Eltern hatten immer Pflegekinder. Deshalb möchte ich selbst nie Kinder haben, weil das für mich eine ganz schreckliche Erfahrung war.

Es ist also eine besondere Herausforderung für Pflegeeltern, den eigenen leiblichen Kindern ebenso gerecht zu werden.

## SN: Wo sehen Sie den vor- dringlichen Handlungsbedarf?

Verwaltung und pädagogische Begleitung der Pflegeeltern sollten klar getrennt sein. Die Verwaltung bzw. die Jugendwohlfahrt organisiert die Auswahl der Pflegeeltern. Parallel dazu werden Ausbildung, regelmäßige Supervisionen und Weiterbildungen in vielen Städten und Kommunen von Vereinen oder Trägern der Jugendhilfe organisiert, die von der Jugendwohlfahrt verlässlich finanziert werden. Die Verwaltungsentscheidungen, die die Pflegeeltern und das Pflegekind betreffen, und die emotionale Arbeit sind dadurch getrennt. In Frankfurt am Main und in Stuttgart werden die Pflegeeltern mit einer speziellen Variante unseres Präventionsprogramms „SAFE-Sichere Ausbildung für Eltern“ geschult, bevor sie ein Kind in Pflege nehmen können.

Wenn die Mitarbeiterin des Ju-

gendamtes ein höheres Pflegegeld oder einen Bonus für einen Urlaub nicht genehmigt, weil das Geld fehlt, dann kann ich nicht nachher bei ebendieser Mitarbeiterin meine Supervision haben und ihr die emotionale Not mit dem Kind schildern. Das passt nicht zusammen. Supervision bei der Verwaltung oder beim Chef sind nicht möglich. Ausbilder und Supervisoren müssen von außen kommen, damit der Freiraum gewährt ist, um über Ängste und Sorgen sprechen zu können. Da geht oft noch viel durcheinander. Das muss professioneller werden.

## SN: Wo sind wir auf dem richtigen Weg, wo geht es voran?

Dass Eltern Pflegekinder betreuen, ist eine riesige Chance dafür, dass die Kinder neue, sichere Bindungserfahrungen machen, selbst wenn diese nicht perfekt sind. Wir wissen aus unseren Studien, dass die psychischen Wunden der Kinder durch diese Erfahrung heil werden können und dass sie einen gesünderen Lebenslauf mit Schulausbildung und Lehre bis hin zum Studium erreichen können, was sonst unmöglich wäre. Das Pflegegeld, das die Eltern bekommen, ist nur eine kleine „Aufwandsentschädigung“, denn das emotionale Engagement und die Bindungsbereitschaft der Pflegeeltern – rund um die Uhr – ist ein unglaublich kostbares, unbezahlbares Gut für die Kinder, mit dem erst neue sichere Bindungsentwicklungen möglich sind.

In unseren Studien sehen wir auch, dass sich dadurch neue Netz-

werke im Gehirn bilden, sich also auch die Neurobiologie der Kinder messbar zum Positiven verändert. Unser Bindungssystem so flexibel ist, dass es zeitlebens neue Bindungserfahrungen eingehen kann: mit Pflegeeltern, mit Pädagogen, mit Lehrmeistern. Jeder kann einem solchen Kind neue sichere Bindungserfahrungen mitgeben. Wenn das viele sind, summieren sich diese zu einem Schutzfaktor für das Kind. Wir erleben dann Jugendliche, die sagen, meine Pflegeeltern, aber auch meine Pädagogin im Kindergarten, meine Lehrerin, mein Sportlehrer – alle zusammen haben bewirkt, dass ich überlebt habe und einmal selbst Kinder haben möchte.

## Tagung „Kinder brauchen Eltern“

**Um die gesunde Entwicklung von Pflegekindern** geht es bei der Studientagung „Kinder brauchen Eltern“ am Freitag, 25. November, von 14.00 bis 17.30 Uhr in St. Virgil Salzburg. Das Grundsatzreferat hält Bindungsforscher Karl Heinz Brisch. Der Leiter des Instituts für „Early Life Care“ lehrt an der Uni München und an der PMU Salzburg.

**Die Pflegeelternvereine** Steiermark und Oberösterreich sowie die Elternselbsthilfegruppe Salzburger Pflege- und Adoptiveltern zeigen Betreuungsmodelle. Info: VIRGILAT, ☎ 0662/65901-515.



Maria Schiestl in Kenia. BILD: SN/SEI SO FREI

## „Ärztin der Massai“: Romero-Preis für Tirolerin

Erst ging Maria Schiestl als Lehrerin nach Kenia, später als Ärztin. Nun wird sie ausgezeichnet.

MICHAELA HESSENBERGER

**SALZBURG.** Dass Maria Schiestl in Pension ist, hindert sie nicht daran, Maasai in Entasekera im kenianischen Hochland medizinisch zu betreuen. Seminare zu Kinderrechten oder Beratung für Mütter? Das sind genau die Themen der 64-Jährigen aus Zell am Ziller. Seit zwölf Jahren versorgt sie Loita-Maasai.

Für ihre Arbeit erhält Schiestl am 25. November den Romero-Preis von „Sei so frei“, der entwicklungs- politischen Aktion der katholischen Männerbewegung. Der Preis erinnert an den ermordeten salvadorianischen Erzbischof Oscar Ro-

mero. In der Begründung heißt es, dass Schiestl die Auszeichnung wegen ihrer „radikalen Umorientierung und dem Neustart ihrer Lebensplanung für den Einsatz für das Überleben eines bedrohten Volkes“ bekommt.

Die SN trafen Maria Schiestl während ihres Heimataufenthalts in Salzburg. „Die Kultur der Maasai habe ich inhaliert, als ich von 1979 bis 1984 Lehrerin in Entasekera war“, erzählt sie. Mit 53 Jahren kehrte sie zurück – als Ärztin und mit Wissen darüber, was Maasai brauchen. „Sie leben unter kulturellen Zwängen und haben sich erfolgreich gegen Einflüsse von außen ge-

wehrt. Das Volk ist männerdominiert, die Maasai sind Nomaden und Selbstversorger.“ Wieso Schiestl als weiße Frau anerkannt ist? „Der Vorteil ist, dass sie mich als alte Frau annehmen“, sagt sie.

Ihr Gesundheitszentrum liegt auf 2000 Metern. Im Juni, Juli und August ist es kalt, es hat oft unter zehn Grad. Dann kommen die Menschen mit Lungenentzündungen, Bronchitis oder Tuberkulose zu ihr. „Lange Therapien brauchen ganz schön viel Überzeugungskraft.“ HIV ist ebenso Thema wie Durchfallerkrankungen, Malaria oder mangelnde Hygiene. Mittlerweile sind Schiestl und ihr Team auch mit

ihren mobilen Ambulanzen so akzeptiert, dass die Maasai wissen: „An Markttagen geht es zuerst zum Einkaufen und dann zum Impfen oder zur Mutterberatung“. Bildung von Frauen sieht Schiestl als den besten Weg, Maasai sanft zukunftsfit zu machen. Kenia sei ein aufstrebender Staat, gesellschaftliche Umbrüche seien spürbar. Für die Romero-Preisträgerin steht fest: „Meine Mission ist lange nicht erfüllt.“

Unterstützung für „Sei so frei – Spende für Afrika“ hilft Maasai und Maria Schiestls Arbeit. IBAN: AT29 2040 4000 0002 9702. Weitere Informationen: WWW.SEISOFREI.AT.